

bular und den vielerlei religiösen Übungen zum Ausdruck. Im Grunde aber ist ihre Frömmigkeit Urgestein, Entäußerung von allem selbstsüchtig Eigenen, ein vollkommenes Hingegebensein an Gottes und Christi Liebe, ein reines Verfügtwerden durch den gnadenhaften göttlichen Willen. Und selbst ihre ursprüngliche Sprache, soweit sie uns authentisch überliefert ist, ihre eigengewachsene, unreflektierte, aber aus der Erfahrung stammende Religiosität hat noch wenig an sich von der offiziellen kirchlichen Lehre des späten 19. Jhts. über die (klösterliche) Vollkommenheit. Von „Selbstheiligung“ als eigens herausgehobenem Bereich christlicher Vollkommenheit hat sie m. W. nie gesprochen (obwohl sie die *Sache* selbstverständlich voll und ganz integriert hat); das Wort ist erst durch eine römische Auflage in die Ordensregel hineingekommen, zur Kennzeichnung eines der „Zwecke“ des Ordenslebens. So könnte man noch manches nennen.

Ziehen wir Bilanz: Katharina zählte ohne alle Frage zu jener Generation heiliger Frauen, die wesentlich mit zur Erneuerung des christlichen Glaubens und des kirchlichen Lebens nach dem Zusammenbruch der staatlichen Ordnung in weiten Teilen Europas, nach Rationalismus und Aufklärung beigetragen hat. Ihre Gründungen tragen überdeutlich das Siegel des göttlichen Gnadenwirkens an sich. Katharina allerdings „eine der großen Gestalten auf dem Gebiet der Sozialpolitik“ zu nennen, wie es anlässlich der Seligsprechung geschehen ist, ist m. E. eine Fehleinschätzung. Mit organisierter Sozialpolitik haben sie und ihr Werk nichts zu tun. Und ebenso mißverständlich ist es, wenn man von ihr und den anderen Ordensgründerinnen des letzten Jahrhunderts sagt, sie hätten einen Beitrag zur Emanzipation der Frau in der Neuzeit geleistet. Wenn man ein treffendes Wort für sie und die ganze weibliche Ordensgeschichte des 19. Jhts. gebrauchen will, dann kann man sagen: diese Epoche der Neugründungen caritativer Gemeinschaften war eine gesellschaftliche Revolution durch Nächstenliebe.

Friedrich Wulf SJ

EINÜBUNG UND WEISUNG

Wie Maria Magdalena dem Auferstandenen begegnete

Meditation über Joh 20, 17

Für jeden von uns ist das, was wir Erfahrung nennen, klar und unklar zugleich; erfahren wir Freude oder Leid, dann fragen wir kaum – und wozu auch! –, was das ist: Erfahrung. Fragen wir aber dennoch, dann ist die Erfahrung schon wieder weg! So ist alle Erfahrung und unser Wissen von ihr von einer eigentümlichen Spannung durchfügt.

Und doch: falls wir überhaupt noch gläubig sein wollen, wird uns heute immer aufdringlicher die Frage gestellt, und wir stellen sie uns selbst in aller Offenheit, gerade dann, wenn wir mit uns allein sind, was ist das: Erfahrung des Glaubens.

Die kleine johanneische Erzählung, die eine Begegnung zwischen einer Frau und dem Auferstandenen schildert, ist vielleicht deswegen aufgeschrieben worden, weil schon damals die Frage entstand: Auferstehung, schon recht und gut – aber was bedeutet sie für uns hier und jetzt? Es mag sein, daß die Erzählung dieser Begegnung eine Antwort versucht auf die Frage: wie können wir den Auferweckten erfahren, wie ihm begegnen? Denn davon hängt doch das Heil ab! (Für uns heutige Menschen ist scheinbar noch eine andere Frage bedrängender geworden: wie läßt sich Gott erfahren? Aber sind wir dazu schon bereit?)

Der kleine, im Mittelpunkt der Begegnung stehende Satz gibt auf seine Weise Antwort.

Maria hat zuerst den Gärtner vermutet; sie hatte Jesus den Toten gesucht, und weil sie den toten Jesus suchte, eben nicht den lebendigen, deshalb fand sie den Gärtner. Sie täuschte sich. Dennoch suchte sie den einst, vor dem Kreuzesgeschehen erfahrenen Jesus. Sie suchte als letztes Zeichen dieses vorösterlichen Jesus seinen Leichnam, um so einen Anhalt für ihre Erinnerung an den irdisch lebendigen Jesus zu haben. Nein, keinen Toten suchte sie, sondern sie suchte im Toten den vormals Lebendigen. Deswegen weint sie, und in diesem Weinen dürfen wir das Herz Mariens sehen, das den Toten als Lebendigen suchte. Aber sie fand nur den Gärtner; sie erkannte den mit ihr Redenden nicht.

Da redet Jesus sie an: „Maria“. Was meint dies? Das Nennen des Namens ist weitaus mehr als nur eine notwendige Verständigung. Es ist das Gerufensein des Menschen, wie es an vielen Stellen im Alten Testament überaus deutlich wird. Der Mensch ist seinem Namen nach zu Gott hin gerufen. Hier im Angeredetsein durch Jeus wird mitten in einem Auferstehungstext das ganze Erfahrungsmaterial der alttestamentlichen Gottesbegegnung gestaut und kristallisiert! Altes Testament mitten im Neuen Testament. Zuerst, und das ist wichtig, wird Maria von Jesus mit „Frau“ (v. 15) angeredet. Maria ist durch das Kreuzesgeschehen und nach ihm namenlos geworden. Sie ist Frau und meint nun jeden von uns. Jesus gibt ihr nun aufs neue ihren Namen und ruft sie „Maria“. So gerufen und so erkannt, erkennt sich Maria selbst. Erst dann, wenn wir gerufen werden, können wir uns selbst erkennen.

Merkwürdig: erst in diesem anerkannten Sichselbsterkennen wird es Maria möglich, auch den zu erkennen, der vor ihr steht! Erst selbst erkannt mit dem unverwechselbaren Eigen-Namen und so sich erkennend, erfährt Maria Jesus als den Auferstandenen und verwechselt ihn nicht mehr mit dem Gärtner.

Sie, die vorher namenlos war und ohne Namen tot, überwindet ihre Täuschung, ihr Hängen an der lieben Vergangenheit, und erkennt jetzt den auferstandenen Jesus. Aber der Wechsel ist nicht nur äußerlich. Er geschieht auf einer inneren Ebene ebenso. Maria muß den nur noch in ihrer Erinnerung lebenden Jesus lassen und erkennen, daß dieser Jesus auch in ihrer Erinnerung tot ist, daß der Jesus ihrer Erinnerung unauffindbar bleibt. Auf uns heute gesagt, heißt dies doch: Erfahrung hat stets eine Spannung zur Zukunft hin.

Soweit nun die Erzählung bis zu unserem Leitvers:

Berühre mich nicht, noch bin ich nämlich nicht zu meinem Vater hinaufgegangen.

Das heißt doch: Maria wollte Jesus berühren oder sie hat ihn sogar schon berührt. Sie hat also ihre Berührungsangst überwunden, sie hat Nähe und Begegnung versucht. Die Berührungsangst hindert uns ja letztlich immer vor einer Begegnung! Aus dem bloßen Angeredetsein geht die Erzählung in Handlung über! Berühren, das ist das sichtbarste Zeichen für die Dramatik christlicher Begegnung. Gewiß, Maria hat Jesus als ihren Meister erkannt. Aber ihr liebendes Herz, das zuvor weinte? Ihr Herz verlangte nach mehr als nur dem Erkennen. Das Herz will fühlen, besonders das weinende Herz will fühlen, und der Trost ist oftmals die liebende Nähe der Berührung.

Im Mittelalter kennt man die geistlichen Sinne. (Es gibt da eine Teilhabe durch Berührung. Bonaventura spricht vom „tactus“ des Lichtes in der Seligkeit und ordnet z. B. das verbum incarnatum dem Tastsinn zu.) Es ist ein Stück spiritueller Erfahrung, die heute weitgehend abhanden gekommen ist. Das Große und Wesentliche dieser Erfahrung liegt wohl darin, daß sie völlig ernst gemacht hat mit dem johanneischen Satz: Und das Wort ist Fleisch geworden. Hier, am Ende des Johannes-Evangeliums wird dieser Grundsatz zum letzten Mal verwirklicht. Nur christlich, nur inkarnatorisch schließt sich das Auseinander von Leib und Geist. Nur vom Christen kann das Zusammenspiel von Leib und Geist in seiner Tiefe und Schönheit erfahren werden. Solange beide auseinanderklaffen, ist jede Erfahrung gehindert. Wir heute kennen nur allzu oft das Entweder-Oder. In unserem Text will das weinende Herz Marias Jesus berühren. Das Innere will sich äußern und im Äußerer verwirklichen. So gesehen ist der Text, diese österliche Erzählung, auch eine inkarnatorische Erzählung. So wie Simeon einst das kleine Kind in seinen Armen hielt, so möchte Maria Jesus den Auferstandenen berühren: auf geistlich-sinnliche Weise.

Jesus aber sagt: Berühre mich nicht.

Und er gibt eine Erklärung: denn ich bin noch nicht zu meinem Vater hinaufgegangen. Für den Evangelisten Johannes ist darin die Aussage eingeborgen, daß der, der als Wort vom Vater ausging, der gekreuzigt wurde und gestorben ist, seinen Weg erst vollenden muß, indem er zum Vater geht. Jesus ist noch nicht angekommen, er ist noch unterwegs. Leib und Geist sind noch nicht völlig gefügt. Vielleicht ist es zu gewagt: das weinende Herz Marias, das fühlen und berühren will, ist hier schon „weitergegangen“. Auf den Text hingesprochen: Jesus ist noch nicht beim Vater, d. h. auch der Geist ist noch nicht bei uns und: es ist noch nicht alles geeint. Deswegen ist unsere Frage nach der Glaubenserfahrung stets in Gefahr, geistlos zu werden und so unbeantwortet zu bleiben.

„Berühre mich nicht“ – das ist dann keine Abwehr und keine Absage! Es ist einfach und dem weinenden Herzen Marias gesagt – es ist ein seliges Versprechen. Berühre mich nicht – hier und jetzt, aber dann und einst (im Geist) wirst du mich selig berühren. In dieser Spannung liegt alles, in ihr ist die christliche Erfahrung auf dem Weg zu sich selbst.

Gerhard Glaser